

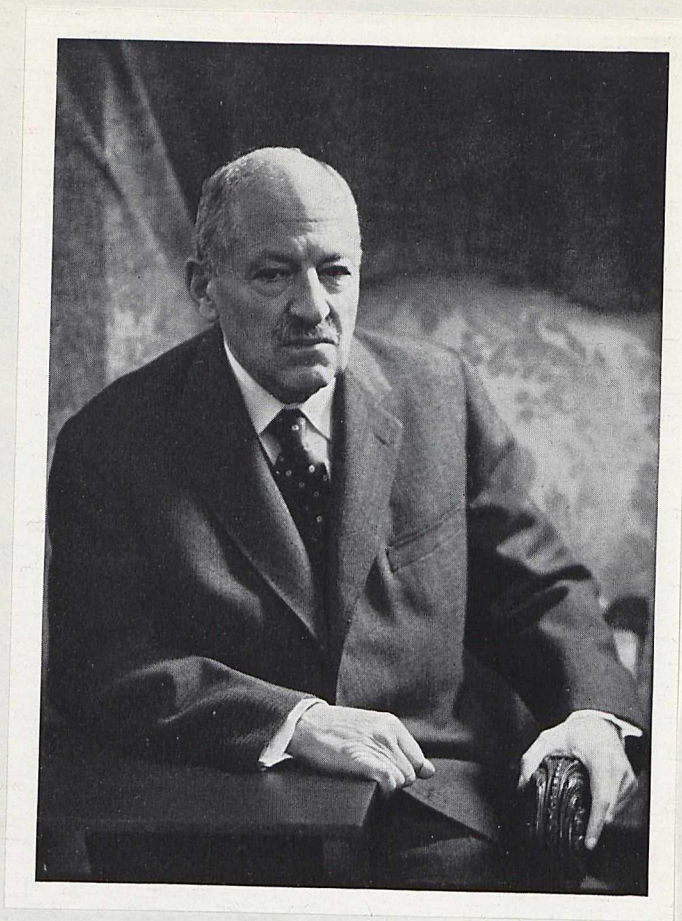
Sonderdruck aus

PAIDEUMA

MITTEILUNGEN ZUR KULTURKUNDE

BAND XV, 1969





ROBERT VON HEINE-GELDERN †

Am 25. Mai 1968 starb Robert von Heine-Geldern im 83. Lebensjahre, plötzlich, vor dem täglichen Gang zur Arbeit in seinem Institut. Was ließe sich einem Menschen nach einem erfüllten Leben Besseres wünschen? Er war im Vollbesitz seiner geistigen Frische und voll ungeminderter Schaffensfreude. Noch am Tage vor seinem Tod hatte er eine Abhandlung beendet, die Ausarbeitung eines Vortrags, den er wenige Wochen vorher in Teheran gehalten hatte.

Mit ihm ist der letzte der Gelehrten von uns gegangen, die den Ruf der Wiener ethnologischen Schule begründet haben, der einzige, der selbst ein gebürtiger Österreicher war. In rascher Folge erschienen zwischen 1917 und 1937 die Arbeiten, die ihn weltbekannt machten. An Hand südostasiatischen Materials analysierte er den Komplex des Megalithentums in seiner Verzahnung mit Verdienstfestwesen und Trophäenjagd so meisterhaft, daß sich ein Modell erkennen ließ, das die Deutung einer ganzen

Kategorie prähistorischer Denkmäler möglich machte. Er arbeitete nun den geistigen Hintergrund der Staatswesen, mit denen sich die Träger des Megalithentums auseinandersetzen mußten, so plastisch heraus, daß eine Dichotomie sichtbar wurde, auf die ein Forscher auch in anderen Erdgebieten stößt. Bei weiteren Studien gelang es ihm, mit einer Arbeitsmethode, die ethnologisch anmutet und nicht archäologisch (denn er hatte es kaum mit stratigraphischen Beobachtungen zu tun), die ethnische und kulturelle Dynamik Südostasiens aufzudecken und damit Hinweise für die Besiedlungsgeschichte der pazifischen Inselwelt zu geben. Noch heute ist jeder Autor, der zu diesem Thema schreibt, gezwungen, sich mit Heines Thesen auseinanderzusetzen.

Diese Leistungen muten noch viel erstaunlicher an, wenn wir bedenken, unter welchen Umständen sie zustande kamen. Das sehr große Vermögen seiner Familie, das ihm in jungen Jahren eine Reise nach Südostasien ermöglicht und so seine späteren Interessen geprägt hatte, war im ersten Weltkrieg verloren gegangen. Aber gerade die Erinnerung an dieses Vermögen gestattete es in einer verarmenden Umwelt, ihn bei der Besetzung der wenigen Dienstposten resolut zu übergehen, die das Fach in Österreich zu bieten hatte. Emigration der Hochbegabten war damals noch nicht üblich. Den Platz, für den er prädestiniert gewesen wäre, bekam ein anderer. Als Heine dessen Unzulänglichkeit in einer vernichtenden Besprechung aufdeckte, griff P. W. Schmidt selbst mit einem beschwichtigenden Gutachten ein, so daß alles beim alten blieb. Heine, seit 1925 Dozent und seit 1931 außerplanmäßiger Professor, war eben ein Außenseiter ohne Einfluß, geduldet, ja, als Dekoration geschätzt, solange er das ihm eingeräumte Reservat nicht überschritt. 1933/34 erhielt er ein Rockefeller-Stipendium, aber wirkliche Aufstiegschancen bestanden nicht. Andere hat diese Situation für immer gezeichnet.

Der „Umbruch“ überraschte ihn in den Vereinigten Staaten. Es folgten Jahre des Exils. Vermutlich hat ihm seine bisherige Wiener Situation das Hineinfinden in die Neue Welt erleichtert. Er liebte New York. Diese Stadt hat Zonen, wo sie heimatlicher anmutet als das Wien der Sechziger Jahre. Sie war gerade im Begriff, eine Metropole europäischen Geistes zu werden.

Robert von Heine-Geldern hätte in den Vereinigten Staaten eine glänzende Karriere machen können, wäre er sich nicht so treu geblieben. In einer Ausstellung, die er zusammen mit Gordon F. Ekholm veranstaltete, verließ er den Spekulationen über transpazifische Kontakte zwischen Alter und Neuer Welt mächtigen Auftrieb. Dem Thema Migration in vielen Varianten blieb er von nun ab verhaftet. Er wagte sich ebenso an die Arierwanderung heran wie an das Problem, auf welchem Weg und aus welchen Quellen China entscheidende Impulse erhalten hat. Allerdings war der Beifall nicht mehr ungeteilt. Heine kämpfte jetzt auf einem sehr viel schwierigeren Boden als in den großen bahnbrechenden Arbeiten der Zwanziger- und Dreißigerjahre. Damals mußte man mit Formvergleichen arbeiten, ohne die Chronologie zu beachten, weil es eben keine geschlossenen Komplexe, keine Stratigraphie und keine naturwissenschaftlich fundierten Datierungshilfen gab. Mit dem Fortschreiten der Forschung nahm die Berechtigung seiner Arbeitsweise ab, wenn sich auch in vielen Fällen zeigte, daß er künftige Lösungen richtig voraussahen konnte.

Eine wichtige Wendung vollzog Heine in der Behandlung des Megalithproblems. In seinen späteren Arbeiten vertrat er die Auffassung, man dürfe nicht von der Diffusion

einer Megalithkultur oder einer megalithischen Religion sprechen. Es gäbe eine megalithische „Weltanschauung“, deren Verbreitung sich allerdings durch das begleitende Auftreten von relativ äußerlichen Kulturelementen verrate. Von hier wäre es nur mehr ein Schritt zur Überwindung der Migrationsthese, etwa durch die Annahme, daß bestimmte sozio-ökonomische Situationen zur Bildung einer Weltanschauung führen können, die dann die Basis für die Ausbreitung des Megalithkomplexes darstellt, aber vielleicht auch nur zu Parallelentwicklungen führt.

Mit solchen Problemen und mit den Implikationen des Begriffes „Weltanschauung“ im ethnologischen Kontext hat sich Heine nicht auseinandergesetzt, weil er dem Ausbau der Theorie, der inzwischen in den anglo-amerikanischen Ländern erfolgte, fremd gegenüberstand. Man kann dies verstehen. Wer sich mit der Produktion der amerikanischen Kollegen in voller Breite auseinandersetzen will, braucht gute Augen und Sitzfleisch, er darf nicht zu sehr durch eigene Ideen belastet sein. Mit dieser ungeduldigen Abwendung verlor Heine freilich auch die Chance, sein Selbstverständnis in der verfremdeten Sprache der anderen auszudrücken. Deutlich wird diese Isolierung in seinem Aufsatz über die Ethnologie der deutschsprachigen Länder.

Aber vielleicht lagen seine Bedeutung und seine Leistung in diesen Jahren schon auf einem anderen Gebiet. Heine besaß nicht nur Mut – den hat er als Oberleutnant in einem k. u. k. Dragonerregiment bewiesen – er hatte auch ein ungewöhnliches Maß an Zivilcourage, Großherzigkeit, Weitblick und ein sicheres Gefühl für echte wissenschaftliche Leistung. Mit diesen Eigenschaften hatte er in den ersten Jahrzehnten seiner Tätigkeit kaum etwas anfangen können. Neben P. W. Schmidt bestand keine Möglichkeit, in den Entscheidungsprozeß eingeschaltet zu werden. Den Intrigen der unteren Ebene stand er verständnislos und damit auch wehrlos gegenüber.

Da bot ihm das amerikanische Exil bessere Chancen. Er setzte sich im Kreise der Auslandsösterreicher rücksichtslos für die alte Heimat ein. Nach dem Krieg bedachte er einen österreichischen Außenminister mit einem empörten Protest, weil dieser seiner Meinung nach nicht genug für Südtirol tat.

Dann aber erlaubte eine Kombination glücklicher Fügungen 1949 seine Rückkehr nach Wien, zunächst als Gastprofessor, anschließend kam die Berufung auf ein neu geschaffenes Extraordinariat. Dies eröffnete ihm ein erstaunlich weites Wirkungsfeld, freilich auf einem sehr wienerischen Umweg. Der in Wien regierende Ordinarius P. W. Koppers war immer im Schatten der mächtigen Persönlichkeit P. W. Schmidts gestanden. Er hatte dieses Verhältnis in Verehrung akzeptiert, vor dem Zweiten Weltkrieg galt er als Statthalter des großen Mannes im Universitätsbereich. Für diese Aufgabe war er durch eine Fülle hervorragender Eigenschaften prädestiniert, durch Loyalität und Takt, Arbeitskraft und Standhaftigkeit.

Nach dem Zweiten Weltkrieg wurde es zunehmend klarer, daß P. W. Schmidts Charisma im Erlöschen war. Sein Werk konnte nicht länger richtungsweisend für den Kurs des Völkerkunde-Institutes sein. Die jüngeren Mitarbeiter rebellierten – was sich freilich noch nicht in den heute üblichen Formen vollzog. Kritik wurde Mode, Koppers selbst verlor seine Sicherheit. Auf seinen Reisen in die westliche Welt erlebte er, daß man der Wiener Schule nicht jene Bedeutung zumaß, die sie im deutschen Sprachraum beanspruchen konnte. Man ging einfach über sie hinweg zur Tagesordnung über.

Dazu kamen Zweifel, ob der verehrte Lehrer und Freund in allen Punkten richtig reagiere. Das Alter und der ständige Erfolg begannen P. W. Schmidt zu zeichnen. In die Defensive gedrängt, vergriff er sich in der Wahl der Mittel.

Da kam Heine gerade rechtzeitig aus den Vereinigten Staaten zurück, um jenen Platz einzunehmen, der im wissenschaftlichen Denken und auch im Herzen seines Kollegen Koppers frei wurde. Zusammen bildeten die beiden wieder eine großartige Mannschaft. Die temperamentgeladenen Vorstöße Heines hatten Aussicht auf Erfolg, wenn sie von dem Gewicht eines Koppers unterstützt wurden. Koppers wiederum fand im Kollegen einen weltläufigen und uneigennütigen Berater.

Es ist frappierend, wieviel Gutes und Sinnvolles diese beiden so grundverschiedenen Menschen gemeinsam geleistet haben. Die Universität Wien wäre ohne ihre Tätigkeit um mehrere interessante Persönlichkeiten, ja, um ganze Disziplinen ärmer. Dabei zeigte sich übrigens, wie frei Heine-Geldern von Ressentiments war. Wenige haben die Emigration so heilen Herzens überstanden.

Die Sphäre der Ethnologie dehnte sich damals tief in den Bereich anderer Nominalfächer aus, wobei allerdings zu berücksichtigen ist, daß Heine von Anfang an seine Interessen auch der Orientalistik, Kunstgeschichte und Archäologie zugewandt hat. Man begann den Anspruch der Wiener Ethnologie, kulturhistorisch zu sein, in diesem Sinne umzudeuten.

Wenn sich der Verfasser dieser Zeilen trotz ähnlich unkonventioneller Zwischenstellung in Wien behaupten konnte, so hat er dies ausschließlich Robert von Heine-Geldern zu verdanken, obwohl von vornherein klar war, daß seine Arbeit nicht auf der gleichen Linie verlaufen würde. Er ist aber nur einer von vielen, denen Heine unter Einsatz seiner gesamten Persönlichkeit geholfen hat.

Auch nach der fast gleichzeitigen Emeritierung der beiden Herren und nach dem plötzlichen Tode Wilhelm Koppers' setzte Heine seine vielfältige Tätigkeit in Wien fort, wenn ihm auch damit ein Teil seines Einflußbereiches verloren ging. Er übernahm mit großer Hingabe organisatorische Aufgaben, er blieb der soziale Mittelpunkt des Instituts. Der Besuch bei ihm war für durchreisende Kollegen das große Erlebnis in Wien. Es war begeisternd, einen Menschen zu treffen, der unbeirrt in Freiheit und Leidenschaft seinen Weg ging.

Es könnte sein, daß die Tage des mitteleuropäischen Universitätssystems gezählt sind. An Heines Schicksal in Wien wird deutlich, was es an vielen Menschen verschuldet hat, aber auch, was wir daran verlieren werden. Wenn in seinem Rahmen ein Mann an die richtige Stelle kam, aber wohlgerne, ein Mann wie Heine-Geldern, dann war es ihm möglich, für das einzutreten, was er für recht und richtig hielt, und es sogar manchmal zu erreichen. Ein plebiszitäres System wird den Überblick des Einzelnen und dessen persönliches Eintreten nicht ersetzen können, jedenfalls nicht für die, die die Belastung einer wissenschaftlichen Berufung tragen.

Karl Jettmar